



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 71.

Freitag, 25. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

(20. Fortsetzung.)

Roman von E. Fischer-Markgraff.

(Nachdruck verboten.)

Forstmeister von Reichwange hatte inzwischen Rechthildis Frage in seiner ruhigen, schlichten Weise beantwortet.

„Die junge Dame ist die Pflgetochter des reichen Kommerzienrates H., der ihr, die er liebt, eine Mitgift von mindestens einer Viertel Million zu geben denkt. Und da... Das Resultat sehen gnädiges Fräulein. Sie wissen ja,“ setzte er mit halbem Lächeln hinzu, „wie's kauft's unschuldiges Gretchen so schön sagt: „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles.“

Fräulein von Massenbach war seinen Worten mit dem zurückhaltenden Interesse kühler Höflichkeit gefolgt, das sie gleichsam wie eine halbhohe, aber unübersteigbare Schranke zwischen der eigenen und der ihrer Mitmenschen aufzurichten schien.

Doch jetzt wandte sie, schneller als sonst, den zierlichen Kopf nach ihm: „Das klang ja fast, als ob er...“

Es war, als wenn eine Saite in ihr, die sie noch nie gespürt, zu einem feinen, kaum wahrnehmbaren Klingen gebracht worden wäre. Und sie öffnete gerade die Lippen, um in einer, ihr sonst fremden Lebendigkeit das Gesprächsthema fortzuspinnen, da war es ihr, als ob fremde Hände, gleichsam wie mit Schrauben, sie von dem kaum betretenen Weg herunter auf eine andere Bahn zu zwingen suchten.

Sie hob, peinlich berührt und dennoch wie unter einem unwiderstehlichen Zwange, die Lider. Da begegnete sie den Augen Dr. Voigtstedts, in denen ein „laß dich nicht irritieren“, eine fast lächelnde, hohnvoll überlegene Verachtung des eben Gehörten deutlich lesbar geschrieben stand.

Wie ein heftiger, schmerzender Stich war es ihr durch ihr Inneres gegangen, und unwillkürlich preßte sie die feinen Finger für die Spanne einer Sekunde auf das Herz. Dann aber lächelte sie.

Und während sie zu Dritt in die schattigen Laubgänge des weiten Gartens untertauchten, von diesem und jenem plaudernd, — Herr von Reichwange ruhig, sachlich, wie es seine sympathische Art, Dr. Voigtstedt in geistvoll satyrischer Sprechweise mit grellen Schlaglichtern menschliche Schwäche und Lächerlichkeiten streifend und verkleinernd nachäffend, Rechthildis in einer mühsam verhaltenen Erregung, die ihren Wangen erhöhte Farbe und ihr selbst einen neuen, unbewußten Reiz verlieh, da war es wie ein geheimes Einverständnis zwischen ihnen, ein unmerkbares „Ich und du“, das sie von der Gesellschaft des dritten gleichsam abtrennte. —

Fräulein Magdalene Gerling, die junge Gesellschafterin Frau Goldes, ging fünf Schritte hinter der Herrin und trug deren kostbares, türkisches Schalltuch, dessen gedrehte, mit Seidenfäden durchwebte Franzen seine echte Abstammung verbürgten, über dem Arm.

Ihr Auge haftete an einem, sich um ein Kuchenstückchen zankenden Sperlingspärchen und folgte belustigt dem Männchen, das jämmerlich zerzaust die Flucht ergriff und von dem hohen Ast einer Blutbuche auf die kriegstüchtige Ehehälfte herunterschimpfte. Es war, als ob ihr Atem schneller ging, die Brust sich befreit hob in den wenigen Minuten einer seltenen Freiheit, und einmal machten die schmalen Füße in den hellgelben Lederstiefeln gar ein

paar Tanzschritte nach dem Takt der wieder einsetzenden Musik.

„Nette Melodie, was? So recht was für junge Füßchen,“ sagte da eine schnurrende Stimme dicht neben ihr im Ton nachlässigen Wohlwollens mit einem leicht frivolen Einschlag, wie ihn der Grandseigneur jungen und hübschen Untergebenen gegenüber für gegeben hält.

Das kleine Fräulein ging bereits wieder in dem gleichmäßigen Schrittempo, wie es die gute Gesellschaft für ehrbare Mädchen, die kein Aufsehen erregen wollen, vorschreibt.

Sie hatte einen flüchtigen Blick seitwärts geworfen und ganz wenig, kaum merkbar, die pinselfeinen, seltsam gradlinig verlaufenden Augenbrauen in die Höhe gezogen. —

„Sehr nett“, erwiderte sie dann trocken und blickte gleichwie gänzlich hingenommen in das Grün gold der Fliederbüsche ihr zur Seite. Zog eine der hellvioletten Trauben mit rascher Hand zu sich herab und atmete mit tiefen, durstigen Zügen den würzigen Duft in sich hinein, als wollte sie damit andeuten, daß sie ihrerseits das Gespräch für beendet ansähe.

Der ausgebraunte Kater hatte nun seinerseits Gelegenheit, die Augenbrauen in die Höhe zu ziehen, was ihm ein besonders miezenhaftes Aussehen gab, und mit sich zu Rate zu gehen, ob es nicht am besten sei, dem sehr deutlichen Hinweis des kleinen Fräuleins zu folgen und schleunigst „seinen Abtritt“ zu nehmen.

„Aber er, der Freiherr von Ermsleben, Herr auf Saalborn und Heinrichshof, sich von einem solch winzigen Puttchen, einem Gesellschaftsfräulein, in die Flucht schlagen zu lassen, das da warten mußte, bis die Herrin ihr ein Stück Kuchen zuschob?“

Im nächsten Augenblick schämte er sich dieses unritterlichen Gedankens, der ihm ein sah aufwallendes, gänzlich unbegründetes Machegefühl eingegeben hatte. Und in diesem Zwiespalt der Gefühle geschah es ihm, daß er den Panama vom Kopfe riß und den schon etwas durchgewachsenen Schädel ehrerbietig vor ihr neigte, wie vor einer Dame der Gesellschaft.

„Hatte noch nicht Gelegenheit, mich vorzustellen — Freiherr von Ermsleben.“

Er erwartete nichts anderes, als daß das kleine Ding da nun tiefbeglückt und hochherrötend untertauchen und ihrerseits den Namen kammeln würde.

Aber nichts dergleichen geschah.

Mit ruhig graziosem Kopfnicken nahm sie die Vorstellung entgegen, ohne eine Silbe zu erwidern, so — so — als sei sie eine geborene von Ikenpliz oder sonstwas.

Herr von Ermsleben wußte nicht, warum ihm der Aerger darüber so würgend in die Kehle stieg, er, der jedes unaristokratische „Echauffement“ haßte, wie die Pest, und er beschloß, dieser übermütigen Person in seiner — natürlich ganz feiner Weise klar zu machen, welche Schranken seine Welt von der ihren trennten. Und darum war er gezwungen, selbstverständlich für ein Weilschen neben ihr herzugehen, um dem peinlich endenden Gespräch noch eine Fortsetzung folgen zu lassen.

„Gnädiges Fräulein sind nicht von hier?“

So von Herzen er gewünscht hätte, ihr den Standpunkt

Marzumachen, brachte er, trotzdem er ein paarmal gewaltsam dazu angefaßt hatte, doch nicht das „Fräulein“ oder einfach „Sie“, das ihr gebührte, heraus, dieser ruhig sicheren Abgeschlossenheit gegenüber.

Das junge Mädchen war, still vor sich hinblickend, neben ihm hergeschritten, und er machte wieder Willen die Bemerkung bei sich, daß die sanftgeschlossene Linie der roten Lippen da eigentlich sehr hübsch und grazios verlief.

Jetzt hob sie den Blick zu ihm, und er sah in ein Paar erstaunte Augen, die ruhig lächelnd den seinen begegneten.

„Ich bin aus Kassel“, erwiderte sie kurz und sachlich und ließ, wie ungeduldig, von dem nächsten Busch ein Blättchen, das sie in der sehr schlanken und sorglich gepflegten Hand zerdrückte.

„Haben Sie Geschwister?“ fragte er, und als sie ihn groß und wie erstaunt anblickte, setzte er stotternd hinzu: „Eltern wohl auch noch?“

Er wußte eigentlich nicht, ob ihn das interessierte, aber etwas anderes wollte ihm schlechterdings nicht einfallen.

Ueberhaupt hatte er das Gefühl, als ob er diesem kleinen Dinge gegenüber eine so klägliche Rolle spielte, wie höchstens vor den Examinatoren zu Zeiten seines ersten und einzigen Referendarexamens, durch das er glücklich gefallen war und das er niemals wiederholt hatte.

Jetzt lachte sie aber wirklich: „Nun erwarten Sie gewiß die übliche Erzählung der armen Gesellschafterin, wie sie in Romanen an der Tagesordnung ist, mein Herr? Sie war arm, aber ablig“, ironisierte sie mit einem spöttischen Verziehen der Mundwinkel.

Ihr ganz schmales Gesicht war wie von Schelmerei übertaucht. In den Augen tanzten Funken, als huschten Sonnenstrahlen darüber hin.

„Die Illusionen muß ich Ihnen leider rauben. Mein Vater ist ehrlicher Landmesser am staatlichen Vermessungsbureau, und wir sind sieben Geschwister.“

„Sieben?“ fragte er entsetzt. Er hauchte es förmlich. Es durchschauberte ihn eiskalt vor der Größe dieses gigantischen Unternehmens. „Wie kann ein Mensch sieben Kinder haben?“

„Sechs Mädchen und ein Junge . . .“
„Sechs Mädchen“, stöhnte der Freiherr, „Mädchen sagen Sie?“ „Und warum denn nicht?“

Ihre vorhin so lachenden Augen sprühten ihn an. Es war, als wüchse die zierliche Gestalt vor seinen Augen. „Warum denn nicht? Sind wir nicht ebenso notwendig im Getriebe der Schöpfung wie der Mann? Was wäre die Welt ohne uns?“

Herr von Ermsleben war bestürzt einen Schritt zurückgewichen. Er hatte unwillkürlich den Kopf zwischen die Schultern gezogen, als müßte er sich gegen so etwas wie einen Platzregen schützen.

Das Blut stieg ihm drängend heiß zu Kopf, so daß er den Hut abnehmen mußte, und diesen in der Hand haltend nun in einem wirbelnden Gedankenchaos neben ihr herschritt.

„Natürlich — sie hatte ja recht — so recht — hm. Was war der Mann denn eigentlich mehr als sie? kamen samt und sonders mit nichts auf die Welt und sollten erst zeigen — Und was wäre die Welt ohne die kleinen Mädels?“
Hm. Von den kleinen Mädels wollte man mal ganz absehen. Ohne die gings am Ende. War auch am Ende nicht zu verachten, solch hüschliges, luschiges . . . Aber ohne die guten, treuen, hilfreichen Frauen, so wie seine selige Mutter eine gewesen, ohne die gings nicht. — Und so wie die Frau von Massenbach.“

„Nennen gnädiges Fräulein Frau von Massenbach?“
plakete er dann heraus. Und als sie ihn staunend und etwas mißtrauisch anblickte, setzte er stotternd hinzu: „Eine Prachtfrau.“

Dann rieb er sich mit der flachen Hand die Stirn, als könnte er dadurch dem störenden Gedankenfluß neuen Schwung verleihen. Ihm, dem gewandten Gesellschafter, dem geistreichen Plauderer, war heute seltsamerweise das Gehirn wie eingetrodnet.

„Bruder, wohl Jüngster? — Resthäfchen, oder so was?“
meinte er dann und wunderte sich selbst, daß ihn das interessieren konnte.

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Nein, der Älteste.“
Wie knapp sie erwiderte. Nicht eine Silbe mehr, als nötig war.

„So, so. Natürlich Familiengenie, Pascha, von allen vergöttert und umschmeichelt . . .“

Sie sah wieder mit ihrem stillen Lächeln, das ihm so lieb und reizend deuchte, daß er sich darüber ärgerte, vor sich hin: „Mein Großer — ach nein, unser Großer, hat es sich mit unserer Erziehung recht sauer werden lassen . . .“

„Wirklich?“
Sie sah ihn ernsthaft aus den braunen Augen an.

„Glauben Sie, daß es eine Kleinigkeit ist, sechs jüngere Schwestern mitzuerziehen? Wir waren eine wilde Bande.“

„Hm.“ Er räusperte sich. Sie entnahm dem flüchtigen Laut den Zweifel an ihren Worten.

„Es ist wahr,“ bekräftigte sie etwas lebhafter, und wiederum sahen die braunen Augen so ehrlich und klarblickend zu ihm auf, daß ihm war, als ob eine warme Blutwelle ihm zu Herzen dränge.

„Meine Eltern besaßen ein eigenes Haus mit hübschem Garten und einem großen, gepflasterten Hof, der unserm Latendrang absolut keine Beschränkung auferlegte. Gott, was haben wir gerangt und getobt. Das Obst nie anders als frisch vom Baum gegessen . . .“

Sie war ins Plaudern gekommen, ganz heiße Ohren hatte sie in Erinnerung an die lustigen Streiche ihrer Jugend bekommen, und ihr Begleiter hütete sich weislich, sie durch eine unbedachte Frage in ihre vorherige abwehrende Haltung zurückzuschleichen.

Wie ein lustig sprudelnder Bach erschien ihm der Erzählerton der jugendhellen Stimme, die sich dennoch bei aller Lebhaftigkeit nicht über eine gewisse, scharf abgemessene Grenze hinaus hob.

„Mehr als einen Diensthofen konnten meine Eltern nicht halten,“ fuhr das junge Mädchen fort. Sie hatte offenbar in Gedanken an das liebe Daheim vergessen, zu wem sie sprach, „und sehen Sie, da nahm denn unser Großer die Stelle des Aufpassers ein, wenn wir in Hof und Garten herumschwärmten. Manchmal spielte er mit uns, manchmal, wenn es viel für die Klasse zu tun gab, leitete er uns mit dem Buche in der Hand an, und . . .“

„Und war er denn immer gut?“ konnte sich der Freiherr nicht enthalten zu fragen, „oder gab es auch mal . . .“
Er machte mit humoristischem Seitenblick eine bezeichnende Bewegung mit der Rechten.

„Auch das,“ gab sie nickend und lächelnd zu, „wie hätte er sonst — wir waren doch immerhin sechs . . .“

„— und was ist er jetzt? Darf man das wissen?“

„O, er hat gute Karriere gemacht“, gab sie stolz zu, „er ist natürlich Philologe geworden,“ setzte sie erläuternd hinzu, „er, der geborene Erzieher der Jugend. Trotzdem er erst 28 ist, ist er doch schon wohlbestallter Oberlehrer am K-Gymnasium zu Kassel.“

„Natürlich sind Sie, als die Schwester, darum aus dem Hause gegangen, um diesem geborenen Erzieher der Jugend“ seine „glänzende“ Laufbahn zu ermöglichen?“
fragte Herr von Ermsleben hinterhältig. Er wußte nicht, wie es kam, er hatte etwas gegen diesen sogenannten „Großen“, der ihm doch eigentlich gar nichts zu Leid getan hatte, aber er hätte ihn mit beißendem Sarkasmus gleichsam überschütten und zu Boden drücken können.

Seine Begleiterin hatte ihn, einen sinnenden Ausdruck in den braunen Augen, ohne Verständnis für den Sinn seiner Worte angesehen.
(Fortsetzung folgt.)

Beethovens Tod.

(26. März 1827.)

Sterbend liegt er im einsamen Haus, von Menschen verlassen;
Trost und Liebe noch sucht irrend sein brechender Blick.
Seimlich rauscht ein Gewölke zusammen auf himmlischen

Flügeln,

Aber dem mächtigen Haupt wölbet und türmt sich Gebirg.
Strahl erblaut über Strahl, und Donner lauchet dem
Donner —

Stürmt sich in Wettern sein Werk, stürmt seine Seele sich aus?
Flammend ein Blitz, und ein Dröhnen hallt, es schüttert
der Boden;

Sände zum Himmel gerect, fährt er im Feuer empor.

Hans Böhm.

Was ist uns Beethoven?

Von Dr. Frh. Chlodwig Lange.

Wenn man anlässlich einer Zentenar-Feier das Andenken eines großen Mannes feiert, dann wird nur zu oft im Banne der historischen Einstellung übersehen, daß die Bedeutung des Gefeierten inzwischen wirklich nur noch historisch ist, daß viel oder gar alles an der bedeutenden Leistung nicht mehr im Bewußtsein unserer Zeit lebt, daß all die klingenden Ehren eben nur einem Toten gelten. Leicht wäre es, hier berühmte Namen zu nennen, und die Tatsache, daß es für die Mehrheit der Nachgeborenen wirklich nur noch Namen sind, würde auch nicht geändert durch das Pharisäertum jener unberufenen Tempelhüter, die eine richtige Erkenntnis stets gern zur Reberei stampeln wollen.

Es ist bezeichnend, daß Beethoven, gleich einiger (verhältnismäßig wenigen!) ganz Großen der Vergangenheit, solcher beschränkt-überzeitigen oder gar heuchlerischen Lobredner nicht bedarf. Seine fast einzigartige Bedeutung und durch ein Jahrhundert kaum beeinträchtigte Lebenskraft scheint erhaben über das begreifliche Unterfängen der Menschen, einem ihrer, ins Heroische gesteigerten Artgenossen mit rühmendem Wort und ehrender Tat gerecht zu werden. Das fühlte wohl auch Robert Schumann, als er vorschlug: „Nehmt hundert hundertjährige Eichen und schreibt mit solcher Gigantenschrift seinen Namen auf eine Fläche Landes. Oder bildet ihn in riesenhafter Form wie den heiligen Bortomäus am Lago Maggiore, damit, wie er schon im Leben tat, er über Berg und Tal schauen könne. Und wenn die Rheinschiffe vorbeischießen und die Fremdlinge fragen: „was der Riese bedeute — so kann jedes Kind antworten: Beethoven ist das — und sie werden meinen, es sei ein deutscher Kaiser.“

Kein Meister der bildenden Kunst hat uns — man mag sagen was man will — Beethovens Wesen mit genialerer Sinnfälligkeit vor Augen gestellt, als Max Klinger, der in der Phantasiepracht seiner barocken Marmor-Rhythmen den einsamen Heroen auf den von Adlern kaum erklimmten Wolkenthron erhobte.

Gewaltiger aber als ein Erinnerungsmal von noch so gigantischen Ausmaßen, ist die Tatsache, daß Beethoven für den heutigen Menschen noch wirklich lebt. Hat man von Dante gesagt, er trete auch jetzt noch in irgend einer Form jedem Italiener nahe, so gilt Ähnliches von Beethoven in seiner Beziehung zur deutschen, zur europäischen Menschheit. Und wäre es nur die haltende Erinnerung an Klingers phantastisches Heroen-Bildwerk oder den erhabenen Ernst jener Gesichtsmaske, die in unzähligen Musikzimmern hängt, oder gar an die erschütternde, abgründliche Schwermut der Totenmaske — es gibt nicht viele, denen bei Nennung des Namens „Beethoven“ nicht dieses monumentale Gesicht erschiene, das in so unvergesslicher Weise von Einsamkeit, Größe, Sehnsucht, weltüberlegenem Wissen um letzte Dinge zu künden scheint.

Tausenden und Abertausenden wird jetzt noch — 100 Jahre nach Beethovens Tode — dieses Mannes Werk zum größten, nachhaltigen, aufrüttelnden Kunstgenuss. Diese Musik ist Gemeingut aller, deren Ohr und Herz nicht überhaupt für die Sprache der Töne verschlossen ist. Eine Sprache aber ist es, die aus Beethovens Sonaten, Ouvertüren und Sinfonien, aus der Kammermusik, dem „Fidelio“ und der „Missa“ uns entgegentönt; Musik ist bei Beethoven zum ersten Mal und in einem Grade wie nie wieder nach ihm: Sprache der Seele.

Eigentlich nur einer fühlenden, mitschwingenden Seele bedarf der Beethoven-Hörer, damit sich ihm jenes Reich erschließe, dessen Kunde sich zuerst dem großen Romantiker E. T. A. Hoffmann in Beethovens Instrumentalmusik offenbarte. Zünftige Begriffe und Bedemessereien irgend welcher Art haben vor dieser Seelenprache keine Bedeutung. Um sie zu verstehen, braucht man auch keine Kenntnis eines historisch gewordenen Stils, einer vergangenen Mode, eines entschundenen Geschmackes. Wie anders ist das schon bei Mozart und Haydn (um zwei, zeitlich Beethoven nahestehende große Musiker zu nennen)! Auch in ihrer Musik spricht vieles mit unmittelbarer Schönheit zu uns, aber ihre innerste Haltung, ihre Weltanschauung, ihr Lebensgefühl ist uns fremd: Kokoto! Wenn wir nicht Haltung, Geist und Rhythmus des Kokoto überhaupt verstehen, wie es sich in Reichtum des Kokoto überaus genussfreudig-spielerischen Kultur manifestiert, wird uns auch das innerste Wesen Mozart'scher Musik fremd bleiben. Bei Beethoven aber fühlen wir — von wenigen Jugendwerken abgesehen — feinerlei zeitliche Bedingtheit. Er greift uns gleichermassen durch den tragischen Ernst und die tiefe Empfindung seiner langsamen Sätze, wie durch den frohen Humor seiner Allegro-Inspirationen mit unmittelbarer Kraft ans Herz.

Das Neue, ja Einzigartige seines künstlerischen Wesens gegenüber seinen Vorgängern läßt sich sehr wohl mit Goethes im Schnörkelwesen der Kokoto-Dichtung auftretenden Erscheinung vergleichen. Der Komponist und der Dichter, beide schenken ihrer Kunst eine neue Sprache, ihrem Volke ein neues Weltgefühl, ein ungelantes beglückendes Erleben. Die gesamte Musikentwicklung der letzten hundert Jahre von der dekorativen, tönenden Form bis zum Dichtwerk in Tönen und zum Kunstwerk, wäre undenkbar ohne Beethoven. Und wenn jetzt auch schon neue künstlerische Ziele am Horizont aufzutauchen scheinen, so ist Beethovens Werk doch noch immer die höchste und an innerer Fülle reichste musikalische Gestaltung seelischen Erlebens bis auf den heutigen Tag geblieben.

Wie aber wäre solche, in ihrer hinreißenden Wirkung ans Wunderbare grenzende Lebensleistung möglich, wenn nicht hinter all diesen unvergleichlichen Kunstwerken die Gestalt des großen Menschen stände; wenn diese musikalische Seelenprache nicht von einer heroischen Aufhebung all des Leidens und Kampfens kündete, das im Kleinen und Begrenzten auch dem Geringsten unter uns beschieden ist. Goethe war es, der mit untrüglichem Blick Beethovens Wesen erfasste: „Zusammengerasteter, energischer, inniger habe ich keinen Künstler gesehen“. Beethoven sprach das sieghafte Wort, sprach: „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen; niederbeugen soll es mich gewiß nicht“. Dies Trutwort kann recht eigentlich als Leitspruch gelten für das heldische Schauspiel des Beethovenschen Lebens. In der engen Trostlosigkeit seiner Familienverhältnisse, im unablässigen, keineswegs mühelosen Ringen um die höchsten Kunstziele, im fanatischen Streben nach menschlicher Vervollkommenheit in jedem Sinne, dann im Kampf mit kleinlichen Enttäuschungen und Misere des Alltags — endlich das unendliche Dulden körperlichen Leidens — immer bietet dieser Musiker den Anblick eines heroischen Kämpfers, dessen Lippen gleichwohl die höchste Lebensbejahung mit dem Worte sprechen: „O, es ist schön, das Leben tausendmal zu leben!“

Nur auf solchem Seelenboden konnte die E-Moll-Sinfonie, konnte der Chor „An die Freude“ wachsen. Das große Kunstwerk ist bei Beethoven — wie kaum jemals sonst — das Abbild wahrhaft großen Menschentums; und diese Einheit des Mannes und des Künstlers ist es vor allem, die, jetzt wie immer, uns seines wahrhaft unsterblichen Lebens bewußt werden läßt.

Beethoven und sein Bruder.

Anekdote mitgeteilt von Karl Sage.

Beethoven lebte mit seinem Bruder, der Gutsbesitzer und Apotheker war, nicht in bestem Einvernehmen, weil dieser ihn, bevor er berühmt war, immer wegen seiner Leidenschaft für die Musik verspottet hatte.

Später schwur Beethoven hoch und teuer, daß sein Bruder ihn niemals dirigieren sehen solle, und wenn er gekonnt hätte, würde er verhindert haben, daß der profalsche Bruder jemals eine Note von ihm gehört hätte.

Eines Tages gab Beethoven ein großes Konzert im Augarten zu Wien; das vornehmste Publikum hatte sich versammelt, und der Meister wollte eben an das Dirigentenpult treten, als er unter den Zuhörern seinen Bruder bemerkte. Dastig entfernte sich Beethoven aus dem Saal und rief dem am Eingang stehenden Polizeibeamten zu: „Entfernen Sie sogleich den Herrn dort im grünen Leibrod, den dritten in der vierten Reihe, es ist mein Bruder, und wenn der profalsche Kerl sitzen bleibt, so laß ich, hol' mich der Teufel, meine Musik gar nicht aufführen.“

Was war zu tun? Das Publikum, die Ursache des blödsinnigen Verschwindens Beethovens nicht ahnend, wurde ungeduldig.

Der Polizeibeamte suchte dem Meister klarzumachen, daß er nicht das Recht habe, einen Herrn, der sein Billett bezahlt habe, aus dem Saale zu weisen.

Beethoven, weiß vor Zorn, bestand auf seinem Entschlus. Der Polizeibeamte ließ den Bruder des Erzürnten unter einem Vorwand herausrufen und machte ihm Mitteilung von dem Vorfall.

Der Gutsbesitzer, verständiger und nüchterner denkend als sein berühmter Bruder, ließ sich das Geld zurückschicken und meinte zu dem Polizeibeamten: „Wissen Sie, eigentlich ist mir das so ganz lieb; es war ja nur Neugierde von mir, daß ich den Ludwig wollte dirigieren sehen. Aber ob ich dem verrückten Kerl seine verrückte Musik höre oder nicht, das ist mir schließlich gleichgültig. Und Sie beneide ich nicht, daß Sie den ganzen Abend dastehen müssen und nicht fort können, wenn's zu schlimm wird. Nächstens beginnt bei mir das Dreichen; das ist Musik, die ist schöner als hier das Gedudel und der Krach, und es bringt etwas ein. Auf Wiedersehen, mein Herr!“ Sprach's und ging.

* Sophie Kloor: „Die Rosentänzer.“ Engelhorn's Romanbibliothek, Band 1005. (J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart.) Wenige Tage vor dem Erscheinen der „Rosentänzer“ ist Sophie Kloor, diese ausgezeichnete Schriftstellerin, im Alter von 61 Jahren gestorben, und so stimmt die Ausgabe dieses neuesten Bandes von Engelhorn's Romanbibliothek wehmütig. Die Verfasserin hat ihrer großen Gemeinde ein reifes und glütiges Werk hinterlassen, in dem sich, obgleich es zur Zeit der Napoleonischen Kontinentalperre spielt, so viele Anklänge an unsere Zeit und so viele Parallelen zu dem Ringen und Drängen heutiger Jugend finden, daß wir auch von dieser Seite her gepackt werden. Sophie Kloor gibt eine vorzügliche Schilderung schwerkräftigen, wortarmen Friesenwebers und zeichnet in klaren Strichen, die an Tradition, Sitte und Menschen strandet, eine unvergessliche Frauengestalt, deren Schicksal namentlich alle weiblichen Leser ergreifen wird.

* „Schicksal.“ Eine Geschichte in Bildern von Otto Rüdell. (Delpin-Verlag, München.) Die Geschichte einer Frau, wie sie sich allmählich in jeder Großstadt ereignen kann. Arme Kindheit, früher Tod des Vaters und der Mutter. Dienst auf dem Land. Hier, in der Fremde und Verlassenheit, erscheint der Held einer verkehrstüchtigen Welt, mit ihm die Pöbelung der Welt, der die Unersahrene erliegt. Kindesmord, Gefängnis. Die Entlassene geht nach wechselvollen Schicksalen schließlich den Weg der Verzweiflung: ins Wasser, wird gerettet und in die Enge einer kleinbürgerlichen Ehe aufgenommen. Der Erste erscheint zum andernmal, verführt sie und lebt mit ihr: d. h. er läßt sich von ihr aushalten, bringt das Geld in schlechter Gesellschaft durch und schlägt sie und treibt sie zum Selbstmord. Nach Flucht und Hebe sprengt die Polizei ihre Türe und erschließt die Entleerte. Diese Inhaltsangabe, die fälschlich den Schein sensationeller Wirkung erweckt, zeigt die dichte Fülle der Ereignisse, die in klarer, bis ins letzte vereinfachter, technisch durch den vielfachen Schimmer des Bleischnitts vollendeter Darstellung nur bildhaft an uns vorüberziehen. Eine große einheitliche Anschauung hält alles zusammen, mitleidlos wird das Wesen einer liebevollen Welt entblößt, ohne Anklage, ohne Tendenz, nur mit der Wucht des tragischen Erlebens. Über das Elend der Welt erhebt die wahrhaftige Vision des Künstlers in eine tragische Atmosphäre, in der die Konflikte zu höherer Schau überwunden sind. So wird dieser Bilderroman (das Werk enthält über 200 Bleischnitte), dem das Wort keine Grenze der Wirksamkeit setzt, mit seinem eigentümlichen Reiz die Bedeutung des schon anerkannten Graphikers Otto Rüdell erst recht allen zum Bewußtsein bringen, dem einen durch seinen dichterischen, dem andern durch seinen graphischen Wert.

* „Tiberius.“ Historischer Roman von Wilhelm Walloth. (Leipzig, Hesse u. Becker, Verlag.) In der schönen Buchfolge „Die Schackammer“, deren Bände sich durch schöne und preiswerte Ausstattung auszeichnen, ist soeben der historische Roman „Tiberius“ des bekannten Schriftstellers Wilhelm Walloth erschienen. Das Buch war viele Jahre vergriffen; für diese neue Ausgabe hat es der Verfasser sorgfältig durchgesehen und zum Teil neu bearbeitet. Walloth unternimmt den Versuch, die rätselhafte Gestalt des römischen Kaisers Tiberius, eines Zeitgenossen Jesu, zu durchleuchten und die vielfachen Widersprüche seines Charakters verständlich zu machen. Die Sitten der Zeit, die Intrigen der Höflinge, die schauerliche Einsamkeit des Kaisers, der gerade von denen betrogen wird, denen er am meisten vertraute, seine spätere Liebe zu der Germanin Thysnelida — das alles weiß der Verfasser dem Leser nahezu bringen.

* W. St. Keymont: „Die Empörung.“ (Rhein-Verlag, Basel.) Am Tage, da die Kunde von der Verleihung des Nobelpreises an den Dichter der „Polnischen Bauern“ durch die Welt ging, erschien von ihm in seiner Heimat sein vielleicht dichterisch reinstes, sicher aber originellstes Werk: „Die Empörung“, eine Legende vom Aufstand der Tiere gegen ihren Zwingherrn, den Menschen. Ein modernes Tiererepos, wenn man will. Nach dem Tode seines Herrn findet der Hofsund Rex, der sein Liebling gewesen war, keine mitfühlende Seele mehr. Alle mißhandeln und prügeln ihn. Lange brütet er Rache. Da eines Tags, als er vernimmt, daß man ihm die Kugel zugebacht hat, flüchtet er in die Wälder und ruft die Tiere zur Erhebung auf. Er findet Gefährten. Der Aufruhr greift von dem Hof auf die Wälder über und erfaßt sogar die Vögel. Ein alter Kranich hat dem Hund von den Wundern ferner Länder erzählt.

Dorthin will Rex alle Tiere führen, nach dem gelobten Land, wo es keine Menschen gibt. Der Aufstand wird allgemein, der große Auszug beginnt. Wie Odysseus und Kolumbus muß Rex immer wieder die erlahmenden Energien der Seinen anfeuern. Aber der Mut sinkt und sinkt, bis schließlich bei einem Halt die Schweine zu dem Beschluß kommen: Nur der Mensch kann uns retten. Hier wendet sich das Heldentum zur Tragikomödie. Nicht am Ziel sinkt Rex unter den Hörnern einiger wildgemachter Stiere zerlegt zu Boden. Und freudejauchzend erblickt das Heer der Tiere unter den Palmen ein wohlbekanntes Gesicht. „Sei unser Herr, wir sind alle dein“, schmettert ihm das neue Untertanengehörnis entgegen. Aber es war nicht der Mensch, sondern nur ein Gorilla. Mit diesem Gleichnis bringt Keymont an der Schwelle des Grabes sein Mitgefühl mit der Kreatur und seine Zweifel an der menschlichen Kultur zum Ausdruck.

* „Zwischen zwei Revolutionen.“ Der Geist der Spindelzeit. Von Ernst Heißborn. (Verlag der Bucherfreunde, Weawer-Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2.) Das Zeitalter von 1789 bis 1848 ist durch einen unvergleichlichen Reichtum an fesselnden Kulturerscheinungen weltgeschichtlicher Bewegungen und interessanten Einzelsagen ausgezeichnet. Es ist für die deutsche Geschichte von unabsehbarer Bedeutung. Ernst Heißborn, in dem Deutschland einen seiner feinsten Seelenkennner und Darsteller verehrt, hat dieses Zeitalter, in seiner ganzen Mannigfaltigkeit erforcht. Von den innersten Seelenregungen bis zu den äußerlichen der Kleidung und Wohnung hat er in seinem Buche alles, das für die Zeit charakteristisch ist, mit umfassender Liebe zur Anschauung gebracht. Heißborn belauscht den Pulsschlag der Zeit, er spricht als intimer Kenner und weitsehender Deuter. Es gab bisher kein Buch, das den Geist und das Kleid dieser Epoche mit ähnlicher Universalität zu schildern vermochte.

* Hans Richter: „Die unbekümmerte Kläre.“ Roman. (Verlag Dr. P. Langenscheidt, Berlin W. 57.) Wie Kläre Kieger, ein junges, selbständiges Mädchen von heute, die Enge ihrer kleinen Heimatstadt und die Engstigkeit ihrer Familie flieht, um sich unbekümmert ihren eigenen Weg durchs Leben zu suchen, davon berichtet dieser neueste Roman des durch seine vielgelesenen Industrieromane bekannten Verfassers. Mit feiner Psychologie — teilweise nicht ohne satirischen Unterton — schildert er die vielfachen Schicksale seiner Heldin als Gesellschafterin einer italienischen Familie, als Schülerin einer modernen Tansschule, als Tanzlehrerin in Berlin und Norwegen, mit scharfen Strichen zeichnet er die Menschen verschiedenster Art, die ihr auf ihrem Lebensweg begegnen.

— „Anton Bruckner“, Leben und Schaffen. Von Franz Graftinger. (Max Hesse, Verlag, Berlin W. 15.) Dies Buch ist gleichsam eine Neuauflage des schon 1911 erschienenen Bruckner-Buches „Bausteine zu seiner Lebensgeschichte“. Mit wärmster Pietät und unermüdlicher Sorgfalt hat der Verfasser zu diesen „Bausteinen“ neues Material zusammengetragen: den Vorfabren Bruckners wird bis ans Ende des 17. Jahrhunderts nachgeprüft, bisher unbekannte Bruckner-Dokumente, seine Schulzeugnisse und Lehrbriefe, seine Eingaben wegen der Anstellungen, die Antworten, die er von den Behörden erhielt, viele seiner eigenen Briefe und auch Briefe, die an ihn gerichtet waren, — all solche Bausteine, welche die Persönlichkeit und das Schaffen, das Ringen und Aufwärtstreben bis zum endlichen Sieg des Meisters näher charakterisieren, erscheinen hier — teilweise zum erstenmal — gesammelt! Die beigegebenen nahezu 100 Bilder (unter denen nur vielleicht die bekannte Photographie Bruckner auf dem Totenbette“ künftig ausgeschieden werden sollte) sind hochinteressant; namentlich fesseln die Neuauflagen all der einzelnen Teile des „Stiftes von St. Florian“, dessen erhabene Herrlichkeiten sich so oft in Bruckners Musik wiederzuspiegeln scheinen, ebenso wie die reizvollen Plätze seiner oberösterreichischen Heimat. Faksimilierte Partiturseiten und Skizzenblätter fehlen nicht. Kurz, eine sehr empfehlenswerte Sammlung von „Bausteinen zu Bruckners Lebensgeschichte“. O. D.

* „Verbandi und Freimaurerei.“ Auseinandersetzungen zu einer neuen Weltanschauung auf humanitär-sozialer Grundlage von Alfred Abendroth. (Verlag Alfred Unger, Berlin C. 2.) Es liegt hier der gelungene Versuch vor, Weltanschauung auf humanitär-sozialer Grundlage in eine bestimmte, klare und allgemein fassliche Form zu bringen. Daraus ergab sich die innige Ideenverbindung zwischen Verbandi, dem Neuen, Werden und der „Freimaurerei“. Diese Auseinandersetzungen werden sicherlich dazu beitragen, die Anschauungen über das Freimaurertum zu klären.